

Diesen Visionen aber stand die Realität in Dresden zunächst diametral entgegen. Zum einen betraf das den enttäuschenden Verlauf der Emanzipationsdebatten, zum anderen die inner-jüdische Situation. Gegenüber dem Ministerium beklagte Frankel vehement die Zersplitterung des religiösen Lebens, ein allgemein niedriges Bildungs- und Kulturniveau, einen »Mangel an Einheit und edlem Sinn«. Es dominiere »Apathie, eine dumpfe Verzweiflung, die jeden Anteil lähmt und Verzicht auf das Bessere hervorbringt.« Hauptursache sei die schulherrliche Eitelkeit der Betstubenbesitzer und der von ihnen genährte »Geist des Widerspruchs gegen jede noch so gute Verbesserung«. Obwohl Frankel mit seinem Konzept der Kultusreform auch in Teplitz auf Widerstände gestoßen war, erschreckte ihn die »Schroffheit, mit der man sich fest am herkömmlichen haltend, jeder Verbesserung entgegenstellte ... Es finden sich hier so viele verderbliche Elemente, daß alles auf ein gänzlichliches Scheitern des Unternehmens hinzudeuten droht ... Traurig und bemitleidenswert ist der Zustand dieser Gemeinde ... es lastet auf ihr der Druck der politischen Verhältnisse, möge der nächste Landtag sie heben; es lastet auf ihr der Druck ihrer religiösen Verhältnisse ...«<sup>28)</sup>

Diese Schilderungen Frankels korrespondieren mit der Ausgangsthese: Die Tatsache, daß es in Sachsen keine aufgeklärt-absolutistische Toleranzpraxis gab, hatte sowohl die Chance als auch die Bereitschaft zur Akkulturation unter den Juden hier viel stärker behindert, als dies in Ländern, in denen unter den Vorzeichen aufklärerischer Toleranz kulturelle Kontakte früher in Gang kamen und langsam auch auf breitere jüdische Schichten ausstrahlen konnten, der Fall war. Daher verband sich für die Juden in Dresden mit der nun einsetzenden Emanzipation – pointiert formuliert – ein Sprung aus dem Mittelalter in die Moderne.

Um so bemerkenswerter ist es, daß die ersten sächsischen Emanzipationsgesetze den Beginn eines kulturellen und sozialen Transformationsprozesses markierten, der in Radikalität und Tempo über das Beispiel vieler anderer Länder hinausging: Die Gemeinde konstituierte sich auf liberaler Basis mit deutschen Predigten und ab 1847 auch mit deutschen Chorgesängen.<sup>29)</sup> Deutsche Gebete für den Landesvater führte Frankel schon 1837 ein.<sup>30)</sup> 1838 wurde der Grundstein für die repräsentative Sempersche Synagoge gelegt, seit 1836 gab es eine in ganz Dresden anerkannte Gemeindeschule, die Gymnasien füllten sich schnell mit jüdischen Kindern. Auch im politischen Alltag fanden die Juden nun – freilich über dreißig Jahre später als in Preußen – einen Platz: 1849 wurde Bernhard Hirschel zum ersten jüdischen Stadtverordneten von Dresden gewählt.

Die Mehrzahl der Juden durchlief zudem innerhalb einer Generation einen beeindruckenden sozialen Aufstiegsprozeß. Damit einhergehend wandelte sich binnen kurzem auch das äußere Bild gravierend. Das betraf nicht nur die Etablierung großer jüdischer Geschäfte, sondern gleichfalls, ja vor allem die jüdischen Unterschichten: Am Neumarkt etwa, vermerkte das »Morgenblatt« 1851, »konnte man vormals beinahe mit allen fünf Sinnen ein Stück Ghetto oder Prager Judenstadt wahrnehmen. Gaunergesichter und lumpenbehängene Gestalten lungerten dort zu dutzenden umher, schleppten unsaubere Bündel auf den Armen, feilschten zischelnd oder schreiend und belästigten mehr oder minder jeden Vorübergehenden.« Zwar seien die Trödeljuden noch nicht gänzlich verschwunden, »aber die Gruppen sind dünner und anständiger geworden, unter zehn sieht man höchstens einen im schäbigen Kittel.«<sup>31)</sup>